

Bini Adamczak:

„Wir sind einander egal“

Bini Adamczak, die Rechte reklamiert gerade erfolgreich das subversive Moment der Systemrevolte für sich. Wo liegt in solchen Zeiten das revolutionäre Potenzial der Linken?

Das ist schon immer die Funktion des faschistischen Projekts: ein Protestpotenzial aufzunehmen und so umzulenken, dass es für die realen Herrschaftsverhältnisse nicht bedrohlich wird. Die Rechte übernimmt nur die Form der Rebellion, sämtliche ihrer Feinde übernimmt sie von der bürgerlichen Gesellschaft. Also Leute, die jetzt schon diskriminiert und unterdrückt werden, seien es obdachlose oder geflüchtete, queere oder migrierte Menschen. Ihr Angebot lautet: Die gegenwärtigen Bedingungen der neoliberalen Konkurrenz „jeder gegen jeden“ umzuwandeln in eine Konkurrenz „wir gegen die“. So wird es möglich, Teil einer starken Gruppe zu sein. Die Angst, die der Kapitalismus permanent erzeugt, kann so überspielt werden, ohne ihre Grundlagen anzurühren.

Was gilt es dagegen zu tun?

Wir müssen immer wieder darauf hinweisen, dass diese faschistische Konterrevolution Reaktion auf die Krise des Kapitalismus und seiner demokratischen Regierungsform ist. Sie kommt nicht aus dem Nirgendwo. Der Faschismus lässt sich nicht bekämpfen, ohne seine Grundlagen infrage zu stellen. Im Moment der Krise des Kapitalismus können wir nicht den Status quo verteidigen. Wir müssen eine Alternative anbieten.

Pop-Kultur wurde in früheren Zeiten, zumal als Jugend- und Subkultur gelesen, das Potenzial von Revolte und Revolution zugeschrieben. Hat sie dieses Potenzial noch, oder ist ihre Rolle inzwischen eine andere?

Pop-Kultur allgemein hat, wie Kunst, im Politischen die Aufgabe, die Frage der Form zu stellen – und zwar historisch.

Die Form verändert den Inhalt. Wir sind immer wieder aufgefordert, nach den Formen wie nach den Inhalten zu suchen, die zu einer bestimmten kulturell-historischen Situation passen. Das ist Marx: den Verhältnissen ihre eigene Melodie vorzuspielen. Eine der größten Fallen, in die sich die Linke hineinmanövriert hat, ist aber die, als Jugendkultur verstanden zu werden. Ich bin dafür, die Kategorie des Alters komplett zu deartikulieren und mit ähnlich kritischen Fingern zu behandeln wie die von Geschlecht oder *race*. Diese Generationenthese, die ein bestimmtes gesellschaftliches Verhältnis naturalisiert, hängt stark mit der Achtundsechzigerfahrung zusammen: Die Jugend, heißt es, muss immer gegen die Alten rebellieren. Wenn das ausbleibt, ist das Gejammer in den *Spiegel*-Headlines groß: Ach, was für eine angepasste Jugend, die rebellieren gar nicht! Die Idee einer linken Jugendsubkultur ist genauso Bullshit wie die Vorstellung, die Nazis würden irgendwann einfach aussterben. Linke Kultur, linke Gegenkultur, hat kein Alter.

Für Sie liegt die Utopie der Gegenwart in unseren Beziehungen. Wie kann man sich die Beziehungsweise Revolution vorstellen, nach der Sie eines Ihrer Bücher benannt haben?

Wenn wir die Gesellschaft radikal verändern wollen, ist es wenig hilfreich, auf das Subjekt zu starren und zu versuchen, uns in einer Art Selbstfindung zu ändern. Genauso wenig ist es sinnvoll, sich auf die Totalität zu konzentrieren und mit negativen Begriffen zu operieren – dies muss zerschlagen, jenes erobert, das plattgemacht werden. Ich glaube, es ist sinnvoller, von dem auszugehen, was zwischen uns ist. Sowohl in unseren Nahbeziehungen, zwischen Menschen, die sich am Kiosk, im Treppenhaus oder im Bett begegnen. Als auch in den Beziehungen von Menschen, die sich nie persönlich über den Weg laufen, aber über den

Seit etwa 15 Jahren schreibt die marxistische Autorin Bini Adamczak Bücher und Essays über die Krise des Kapitalismus. Was weite Teile der Gesellschaft als Normalzustand des Zusammenlebens verstehen, ist in ihren Augen der Nährboden für die jüngsten Erfolge faschistischer Projekte. Im Interview macht Adamczak Vorschläge, was nun zu tun ist – und plädiert für eine Verbundenheit der Kämpfe, weil sie uns geerdeter, aber auch radikaler träumen lassen könnte.

Waren- und Kreditverkehr über tausende von Kilometern miteinander in einem Abhängigkeitsverhältnis verbunden sind.

Das heißt, die Auseinandersetzung um die Zukunft findet in der Auseinandersetzung um gewünschte Beziehungsweisen statt?

Unsere gegenwärtig dominanten Beziehungen sind vor allem solche der Indifferenz. Wir sind einander egal. Es sind Beziehungen der Anonymität und der Konkurrenz, Beziehungen der Ohnmacht und Überforderung. So sind wir immer wieder gezwungen, uns gegeneinander zu positionieren und gerade die solidarischen Potenziale unserer Kooperationen nicht auszuschöpfen.

Kann der Fokus auf unsere Beziehungsweisen auch ein Weg sein, die Zersplitterung innerhalb der Linken zu überwinden?

Jedenfalls ein Weg, nicht immer wieder *single issue struggles* zu führen, sondern die Verbundenheit unserer Kämpfe in den Blick zu nehmen. Und zwar eben nicht in Beziehungen der Konkurrenz um die Aufmerksamkeit. Ist der Feminismus gerade in den Headlines – oder sollte es nicht lieber der Antirassismus oder die Ökologie sein? In der Verbundenheit der Kämpfe lässt es sich geerdeter, das heißt nicht in Großbegriffen, aber auch radikaler träumen. Wir können erkennen: Ein bisschen mehr Diversität oder ein bisschen weniger Hartz IV reicht nicht. Wenn Politik sich auf einen derart zerstückelten, reduzierten Traum beschränkt, dann ist das Politische – als Auseinandersetzung um die Gestaltung unseres Lebens – ausgeklammert und damit auch die Leidenschaft. Und Leidenschaft ist das, worum es geht.

Text von Steffen Kolberg